Leseprobe aus:

Rán Flygenring / Finn-Ole Heinrich
Die erstaunlichen Abenteuer der Maulina Schmitt – C l bc bcq S l g t cpqs k q

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2014

HANSER

Finn-Ole Heinrich / Rán Flygenring

Die erstaunlichen Abenteuer der Maulina Schmitt

Ende des Universums

FINN-OLE HEINRICH
RÁN FLYGENRING

Die erstaunlichen Abenteuer der

EINZIGARTIGEN, UNGEWÖHNLICH SPEKTAKULÄREN,
GRENZENLOS MIRAKULÖSEN

MAULINA SCHMITT

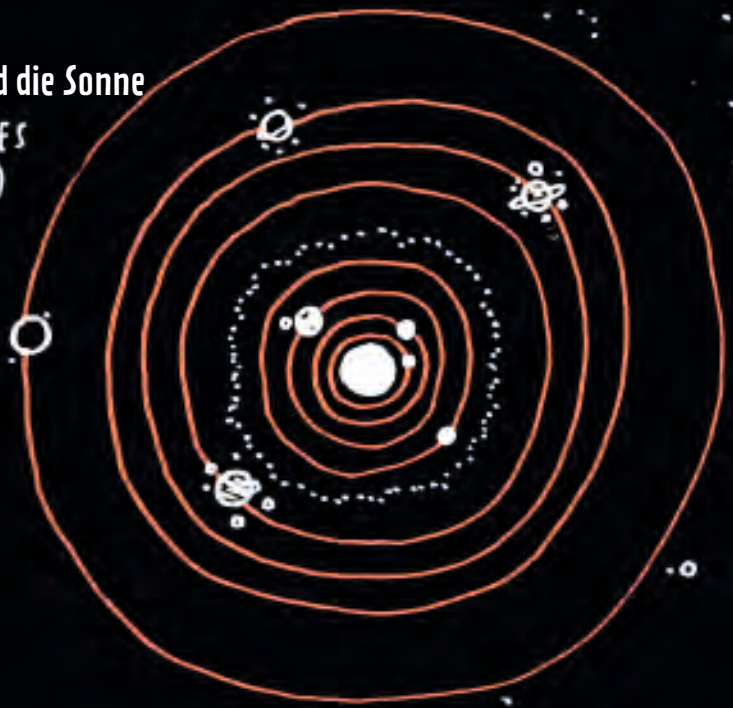
ENDE DES UNIVERSUMS

CARL HANSER VERLAG

Intro

Mein Daumen und die Sonne

(ODER: ENDE DES UNIVERSUMS)



ANGESICHTS DER TATSACHE, DASS DIE SONNE KONTINUIERLICH ANSCHWILLT UND IRGENDWANN EXPLODIEREN UND UNSER GANZES SONNENSYSTEM VERSCHLINGEN WIRD UND DANN EIN PAAR MILLIARDEN JAHRE SPÄTER UNSER GANZES UNIVERSUM AUF

STECKNADELKOPFGRÖßE

ZUSAMMENSCHRUMPFEN SOLL,

KÖNNTEN EINEM MEINE PROBLEME NAHEZU WINZIG VORKOMMEN.

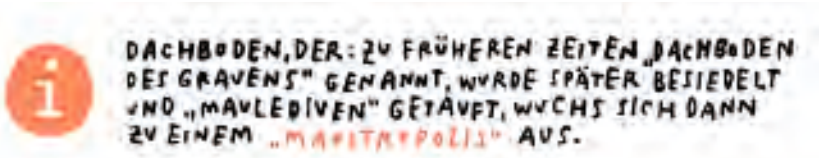
NUR SIND MEINE PROBLEME NICHT MILLIARDEN JAHRE VON MIR ENTFERNT, SONDERN DIREKT HIER VOR MEINER NASE.

MÖGLICH, DASS SIE MIR DESHALB GROß WIE EIN WELTUNTERGANG VORKOMMEN.

ALLES EINE FRAGE DER PERSPEKTIVE:
WENN ICH MIR DEN DAUMEN AM AUSGESTRECKTEN ARM VOR DIE NASE HALTE, IST ER SO GROß WIE DIE SONNE.

1. Kapitel
Museum

Mama hat Sprechstunde. Das heißt, sie liegt in ihrem Zimmer, Bettsituation, und redet mit sich selbst. Sie führt Tagebuch. Oder wie auch immer man das nennen soll. Quatscht das Aufnahmegerät voll, das meinem Vater gehört. Er kümmert sich um diese Aufnahmen. Kritzelt Briefe, wenn Briefe geschrieben werden müssen, lädt die Aufnahmen auf seinen Computer, sichert und verwahrt sie, das ist seine Aufgabe. Eine seiner Aufgaben. Ich kann mich nicht um alles kümmern.
Ich sitze am Tisch und mache Müsli. Wenn ich mich nicht bewege und lausche, höre ich Mamas gedämpfte Stimme leise hinter der Tür. Irgendwann kriege ich alle diese Aufnahmen, das hat Mama versprochen. Und dann werde ich eine Hörstation bauen. Ich nehme den großen alten Sessel aus Mauldawien und wuchte ihn irgendwie hoch auf meinen Dachboden,



Dann werde ich die Anlage aus der Küche hinaufschleppen und die zwei Boxen auf je einem Stapel aus Mamas liebsten Büchern exakt auf der Höhe meines Kopfes positionieren. Und dann werde ich diese Aufnahmen hören. Mit voller Lautstärke wird meine Mutter mir direkt in beide Ohren sprechen.
Müsli in den Kühlschrank. Wasser aufsetzen. Abwaschen. Die Blumen hat Ludmilla gegossen, ihre Suppe des Tages steht auf dem Herd, nur noch warm machen. Tee aufgießen. Das heiße Wasser plätschert in die kleine bauchige blaue Kanne, die ich kenne, seit ich gucken kann. Es ist unsere Kanne. Ich weiß nicht, ob ich es überleben würde, wenn sie mir runterfallen und kaputtgehen würde. Ob ich das verkraften könnte.
Alle diese Dinge sind wir. Wer wäre ich ohne diese Topfpflanzen, ohne den Plastikfußboden, auf dem ich stehe, ohne die Skulptur aus gekauten Kaugummis, drüben im verlorenen Königreich Ex-Mauldawien, auf dem Kühlschrank in der Küche?
Wenn mein Daumen einer Sonne entspräche, wäre mein Leben ein Universum, und meine Mutter, Paul, Papa, Opa und Ludmilla, sie alle wären Galaxien. Es gäbe schwarze Löcher wie die Krankheit, die alles in sich aufsaugen und vernichten, die Energie schlucken und damit werweißwas anstellen. Es gäbe Sonnen, große, kleine,

helle, nicht so helle, wie unser Geschäft, die Schule, den Unterricht im Suppenkochen, das Erfinden, die Agentensache oder Spaziergänge mit Schildkröten und Hunden.
Und alle diese Dinge, die mich umgeben – von Rolf, dem Rollstuhl, über die alten Marmeladengläser in der Küche, in denen wir unterschiedlichste Körner und Nüsse aufbewahren, bis hin zu der alten Spachtelkelle, die wir neben dem Thron von Mauldawien als Klopapierhalterung an die Wand geklebt hatten –, sie alle wären Planeten. Möglicherweise Welten, auf denen irgendetwas lebt.
Leben, das erinnern kann. Lebendige Erinnerung.
Der Tee duftet, die Suppe dampft, die Eieruhr tickt. Jedes Ding macht mich aus. Uns. Mamas und mein Universum. Wie selten in meinem gesamten bisherigen Leben habe ich andere Gabeln als unsere verbogenen Forken im Mund gehabt? Wie ungeheuerlich liebe ich unsere Handtücher, die so weich und flauschig sind wie Sisal? Sie streicheln sanft wie Stahlwolle. Nur wenige Nächte habe ich unter fremden Decken, auf nichtmauldawischen Laken verbracht. Alles wäre anders gewesen, wenn kein Sofa, sondern Klappstühle in der Küche von Mauldawien gestanden hätten.
So wie hier, in Plastikhausen, alles anders ist als in Mauldawien.
Auch ein Universum kann kaputtgehen, selbst wenn mein Gehirn zu klein ist, sich das vorzustellen.
Die Eieruhr scheppert.
Die Suppe blubbert.
Das Telefon klingelt.
Der Tee ist fertig.
Paul ist dran.
Man müsste alles retten, denke ich. Allesalles. Jedes Fitzelchen. Auch den Staub aus den Ecken und den Ritzen. Alles müsste ich hochschaffen, wegschaffen, aufbewahren.

»N‘abend«, sagt Paul. Ich stelle die Herdplatte aus, rühre in der Suppe. Ich möchte ein Archiv anlegen, oder besser: ein Museum. Mit Vorrat an Erinnerung für den Rest meines Lebens. Wie eine Feldmaus Eicheln bunkert für den Winter.
»N‘abend«, sage ich, klemme mir den Hörer zwischen Ohr und Schulter, rühre Honig in den Tee. Denke: Es ist unser Staub. Wir haben diesen Staub gemacht. Wir sind Teil des Staubs und der Staub ist Teil von uns.
»Ich komm jetzt rum, ja? Wegen Hausaufgaben?«
»Klar«, sage ich.
»Soll ich was mitbringen?«
»Nö, alles da.« Wir legen auf. Ich hole Tablett, drei Teller, Löffel und Tassen. Die Uhr sagt neunzehn Uhr fünfzehn, perfektes Timing. Ich stelle die Sachen auf das Tablett und denke, dass ich auf gar keinen Fall stolpern darf.
»Paule!« Mama ruft! Ich lasse alles stehen und liegen. Renne aus der Küche Richtung Tür. Herzschlag, Klinke, Tür auf. Da liegt sie, grinst, zeigt mir ihren Daumen, sagt: »Paulina, Eingebung!«, guckt mich an, wartet, schnarrt dann inbrünstig: »Lass uns richtig stinkige Pfannkuchen mit Himbeermarmelade machen. Jetzt!«

2. Kapitel
Keine Zeit zu verschwenden

»Mahlzeit«, grinst Mückenburg und setzt sich lässig auf sein Pult. Ich muss gestehen: Am Anfang hatte ich was gegen Mücke. Er war verdächtig freundlich und übertrieben gut gelaunt. Dauergutgelaunt. Diese Kinderzirkusnummer ist mir auf den Geist gegangen. Aber dann hat sich mit der Zeit herausgestellt, dass Mücke echt ein guter Typ ist. Man kann mit ihm reden, er hört zu. Er versteht einen und er drückt auch mal ein Auge zu, er vertraut und kommt einem nicht die ganze Zeit mit klugen Sprüchen. Außerdem ist er echt ein guter Lehrer. Es macht Spaß mit ihm. Man kann viel von ihm lernen, er kann sehr gut erklären und er hat einfach gute Ideen, die er bestimmt in seinem geheimnisumwobenen Wohnmobil austüftelt, in dem er zu wohnen scheint. Er denkt sich Projekte aus und kommt ständig mit neuen Sachen, Artikeln, Büchern, die er gerade entdeckt hat und uns zeigen und erklären will.

Mücke macht und redet nicht nur. Elternabend zum Beispiel. Den vorletzten hat er spontan nach Plastikhausen verlegt. Ist mit seinem Wohnmobil in unsere Straße aus Plastikhäusern gerollt, hat kannenweise Kaffee gekocht und alle Eltern sind zu uns gekommen. Standen im Garten rum und unterhielten sich. Opa hat Pfannkuchen gemacht und Mama war dabei. Das war so eine typische Mückenburg-Aktion. Übrigens passt sein Wohnmobil einfach unglaublich gut in diese Straße. Es sieht aus, als hätte Plastikhausen ein Kind bekommen.

Mücke grinst. Er verströmt diesen leichten Geruch von Hängematte. Er wohnt quietschbunt angezogen in einem fleischwurstfarbenen Plastikkasten, allein, als Tüftler und reisender Lehrer. Ich verstehe das Konzept nicht, aber ich mag Mücke. Er ist irgendwie durchgeknallt, aber auf eine richtig gute Art.

»Habt ihr gelernt?«

»Mhjaoarnajaaaklarschonirgendwie«, wabert es durch den Raum.

»Schön!«, hustet Mücke. »Ihr schreibt mir jetzt Briefe«.

»Wie jetzt?«, nervt Jannis Ruben.

»Briefe«, sagt Mücke, »ich möchte, dass ihr mir einen Brief schreibt, der so etwas ist wie euer Tagebuch des letzten halben Jahres.«

»Und das ist unsere Klassenarbeit?«, strebert Jannis Ruben rum. Paul grinst mich an, er wird nicht weiß und zittert nicht. »Na ja«, sagt Mücke und wippt mit seinem langen Oberkörper langsam vor und zurück, er freut sich über irgendwas. »Weiß ich noch nicht. Trotzdem gebt ihr euch Mühe!«

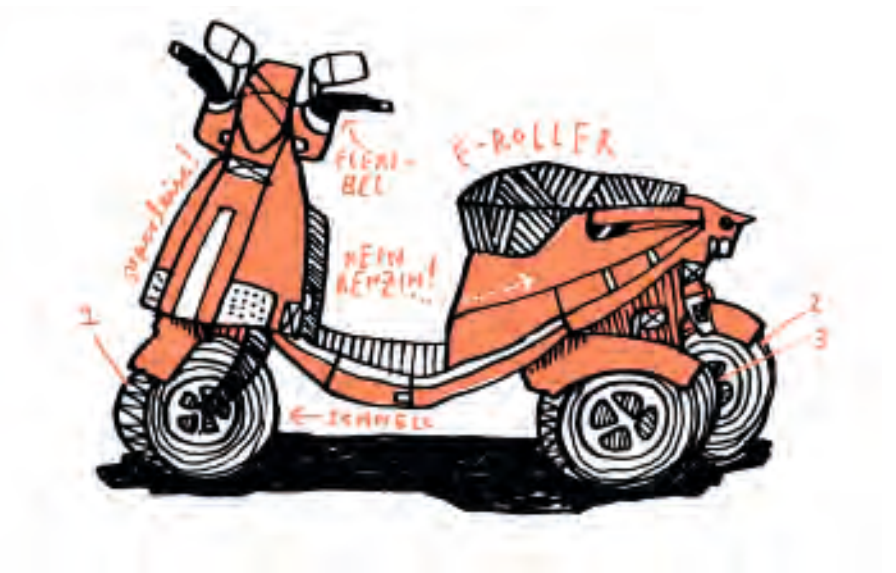
Leere Bögen Papier vor uns, die Federtaschen am Tischende, Stiftedrehen zwischen Zeigefinger und Daumen.
»Die Aufgabe ist«, sagt Mücke und macht eine kleine Pause, »erzählt mir von eurem letzten halben Jahr. Wie war der Winter? Erinnert ihr euch noch? Denkt genau nach, überlegt mal, was passiert ist und wie ihr damit umgegangen seid. Die Zeit von den Herbstferien bis jetzt. Ihr sollt einfach nur mal über euch selbst nachdenken.«
»Wie jetzt?«, frage ich laut und es klingt wie Schluckauf.
»Einfach erzählen«, sagt Mücke, »knappe Zusammenfassung, dann eine Reflexion, was habt ihr aus welchem Grund gemacht. Vielleicht: Höhe- und Tiefpunkte benennen. Wie habt ihr euch im letzten halben Jahr verändert. Zum Schluss ein Ausblick: wo wollt ihr hin, was erwartet ihr vom nächsten halben Jahr.« Er sieht sich um und nickt. Paul sitzt da mit offenem Mund.
»Erzählen wir das Ihnen oder jemand Fremden?«, ruft irgendwer.
»Na, mir! Alles klar? Schreibt mir einen Brief, ich krieg so gerne Post!« Er nickt und lächelt und lässt einmal den Blick über uns laufen. »Dann los!«, ruft Mücke, steht auf und setzt sich auf den Stuhl hinter dem Pult. Er kramt in seiner Tasche, schenkt sich Tee aus einer Thermoskanne ein und schlägt die Zeitung auf. Einmal blickt er noch hervor und ergänzt: »Neunzig Minuten Zeit!«
Mein Winter in neunzig Minuten? Von Herbst bis jetzt? Wo soll ich anfangen?

schreibe ich, das Ende meines Füllers tippt auf meiner Unterlippe, »eigentlich ist das alles Pauls Idee gewesen: Angefangen hat es mit dem Rezept von Pauls Mutter in Amerika«, schreibe ich, »Brauseeis. Auch Maulzirkus genannt. Paul ist dieses Geheimrezept seiner Mutter wieder eingefallen und wir haben daraus ein Geschäft gemacht. Sie kennen das ja von Pauls Referat, wissen Sie noch? In der Küche meines Opas haben wir eine Eiswerkstatt gegründet. Wir sind ein Betrieb, acht Arbeiter, Opa, Paul und ich und meine fünf besten Freunde von der alten Schule. Erst haben wir das Eis frisch per Hand zusammengerührt und aus dem Küchenfenster meines Opas heraus verkauft, dann haben wir zusätzlich ein Eismobil gebaut. Das kennen Sie auch. Wir haben eine mobile Eisdeale und gleichzeitig ein Lieferfahrzeug. Es gibt inzwischen drei Kioske, eine Tankstelle, acht Cafés, zwei Grundschulhausmeister und zwei Seniorenheime, die wir wöchentlich mit Maulzirkus beliefern. Jedenfalls im Sommer. Wir haben inzwischen eine Eismaschine aus Neuseeland, damit können wir hundert Liter Eis am Tag herstellen, wenn wir wollen. Wir füllen das Eis in kleine Pappbecher ab und versorgen die halbe Stadt! Fast.«

Ich schüttele meine Hand, die vom Schreiben wehtut, trinke einen Schluck Wasser, ich müsste auf Klo, aber dafür ist keine Zeit.

»Wir haben ein Geschäft, Paul und ich und die anderen. Wir sind die Eis-Dealer. Eigentlich ist das alles Pauls Idee gewesen. Es ist sein Rezept, und er war es auch, der meinen Opa bequatscht hat, dass er eine Eisdeale eröffnen will. Und wissen Sie, warum er das machen wollte? Weil er helfen wollte. Mir helfen. Meiner Mutter. Weil: Meine Mutter ist krank. Das wissen Sie ja, das weiß ja jeder. Nicht zu übersehen. Die Krankheit zerstört ihre Nerven, immer weiter, bis meine Mutter irgendwann keinen Muskel im Körper mehr bewegen kann, und Paul hatte deshalb die Idee, mit dem Geld, das wir verdienen, einen elektrischen Roller zu kaufen. Der sieht aus wie ein Moped, nur mit drei Rädern, und er braucht kein Benzin. Er ist superleise und wirklich schnell. Schon letztes Jahr konnte meine Mutter nicht mehr besonders gut laufen, deshalb sollten wir einen E-Rollstuhl von der Krankenkasse kriegen, aber das dauerte und dauerte und Paul meinte, wir sollten keine Zeit verschwenden. Meine Mutter ist über die Sommerferien auf Kur gegangen und deshalb haben Paul und ich sechs Wochen lang auf dem Dachboden meines Vaters gewohnt – unser Urlaub auf den Mauledíven. So haben wir das damals genannt. Das war eigentlich echt schön. Wir hatten jeden Tag zu tun, wochenlang. Sonne und Eis und ein richtiges Team. Alles hat geklappt wie am Schnürchen.

... und letzten Herbst, als meine Mutter von der Kur zurückkam, da ging es ihr gut, viel besser als davor. Sie konnte wieder einigermaßen laufen, nicht lang, aber ohne zu stürzen, sie konnte sich wieder selbst anziehen, duschen, auf Klo, ihr war nicht mehr schwindelig und sie war nicht mehr so müde. Das war die Zeit, als wir die Eiskasse geplündert und davon den Roller gekauft haben (und es war Pauls Idee, dass wir ihr nicht sagen, dass wir den Roller bezahlt haben, weil sich das für meine Mutter vielleicht komisch anfühlt). Wir konnten wieder Ausflüge machen, meine Mutter fuhr vor, wir joggten nebenher. Wir konnten Eis essen im Park, haben Enten mit Brot beworfen, wir waren auf Flohmärkten und bei meinem Opa, meine Mutter hat unsere Eiswerkstatt besucht, wir haben Papierflieger-Weitflugwettbewerbe ausgetragen. Und natürlich haben wir alle gehofft, dass es so bleiben würde, dass sie meiner Mutter in der Kur die Krankheit weggezaubert haben. Aber ein paar Wochen später hatte meine Mutter einen Schub, und falls Sie nicht wissen, was ein Schub ist: Das ist die Flutwelle einer Krankheit. Sie reißt einen um wie eine Welle, die auf einen fällt, und zieht einen mit sich. Sie spült einen weg und dann verschwindet sie, nur um sich zu sammeln für den nächsten Schub. Das Wort klingt so sanft wie das Gefühl, wenn man eine schwere Schublade zurück in den Schrank schiebt. Aber es ist nicht sanft. Seit dem zweiundzwanzigsten September liegt meine Mutter fast nur noch im Bett, Roller fahren geht nicht mehr, wir warten immer noch auf den elektrischen Rollstuhl.«



Es klingelt. Pause. Schon rum, die erste Stunde. Mücke kaut eilig, schluckt, ruft mit vor den Mund gehaltener Hand: »Wer auf die Toilette muss, der geht, einer zur Zeit, ansonsten Ruhe bitte, ihr schreibt einfach weiter! Wenn ihr wollt, könnt ihr essen und trinken, aber leise bitte, stört die anderen nicht.«
Nur noch eine Stunde, das schaffe ich nie. Ich sehe zu Paul, der da sitzt, schreibt und schreibt, er ist die vollkommene Konzentration, sitzt da wie ein buddhistischer Mönch, ins Gebet vertieft, und sein Stift gleitet geschmeidig über das Papier. Paul läuft mit Siebenmeilenstiefeln: Letztes Jahr hat er noch vor Aufregung gekotzt, jetzt schreibt Paul, wie er Brote schmiert, schwungvoll, kräftig, großzügig.

»Herr von Mückenburg, darf ich Sie mal was fragen? Was würden Sie machen an meiner Stelle? Wissen Sie: Eigentlich wollte ich mal Agentin werden, Privatdetektivin (und übrigens: Darin bin ich wirklich gut, ich habe schon verschiedene Fälle gelöst, wir waren in der Zeitung, mit Foto!). Aber dann hatte Paul diese Idee und ich hab mitgemacht, und dann konnten wir davon Sachen für meine Mutter kaufen und ich habe gedacht: Ich mache das erstmal so weiter, und Agentin, naja, das mache ich so nebenbei. Aber so ist das nicht, man muss sich entscheiden, oder? Und jetzt muss ich mich auch entscheiden. Das mit dem Geschäft – ich überlege, ob ich aussteige. Ich brauche alle Kraft für meine Mutter und gegen alles, was sie behindert.«

Ich tippe mit dem Stift auf das Papier. Be-hin-dert. Tipp, tipp, tipp. Mein Unterarm schwillt an. Ist da ein leichtes Ziehen zwischen den Ohren? Prickelt es im Kniebereich? Scheiß-Behinderung. Scheiß-Behindertsein. Behindertwerden. Ich gucke auf meinen behinderten Brief. Die Stelle, auf die ich mit dem Stift getippt habe, sieht aus wie eine Miniaturexplosion.

»Soll ich mal sagen«, schreibe ich, »wie behindert Behindertsein überhaupt ist? Behindertsein wird angegafft, Behindertsein muss alles immer vorher ganz genau wissen, Behindertsein muss Strecken meter-genau ausmessen, Stufen zählen, Plätze reservieren, Toiletten sichten, jeden Piss muss Behindertsein vorher planen. Wenn du mal fünf Minuten zu spät bist, wird Behindertsein sofort nervös. Dabei ist Behindertsein der größte Lahmarsch, alles dauert ewig, Behindertsein ernährt sich von Stufen, schweren Türen, hohen Bordsteinen. Behindertsein wirft Becher und Gläser um und sticht sich die Gabel neben den Mund ins Gesicht. Behindertsein kann sich nicht mal mehr daran erinnern, wie es war, einfach aufzuspringen und loszulaufen, mal eben runter zum Kiosk ein Eis kaufen, Behindertsein fliegt gerne auf die Fresse. Behindertsein ist eine verwöhnte Prinzessin, lässt sich von vorn bis hinten bedienen, und wenn Behindertsein Lust hat, dann trampelt Behindertsein so richtig in einem fremden Leben rum und haut alles in Stücke. Klirr und Peng und Rumms, da kennt Behindertsein gar nichts. Keine Rücksicht auf Verluste.«

Plötzlich schreibt mein Füller nicht mehr, Tinte leer? Nicht jetzt! Operation: Patronenwechsel. Keine Zeit verlieren, es ist wie ein Boxenstopp beim Autorennen, eine Melodie bestens koordinierter Bewegungen, klick, schnapp, dreh, weiter:

»Behindertsein ist alles, immer im Mittelpunkt. Behindertsein ist Trumpf, bitte treten Sie zur Seite, Behindertsein will durch. Dauernd Extrawurst für Behindertsein, man muss Behindertsein ständig irgendwas Neues kaufen, damit Behindertsein ein bisschen abgelenkt ist. So behindert ist Behindertsein. Das hört man ja eigentlich schon am Wort. Behindertes Scheißwort.« Darf man so was in einem Aufsatz schreiben? Mir doch egal. Wenn es stimmt …

Paul steckt die Kappe auf seinen Füller, klappt das Heft zu und steht auf. Er dreht sich zu mir um und nickt, lächelt so gelb, es leuchtet wie ein Sonnenuntergang, blendet fast, dann läuft er los und wirft Mücke locker sein Heft aufs Pult. Und geht. Ich gucke auf die Tür, hinter der er verschwunden ist, dann wieder auf mein Heft, keine Zeit verlieren.

»Und dann ist da noch die Sache mit meinem Vater. Im letzten Sommer habe ich den Dachboden über der Wohnung, in der ich früher wohnte, in Besitz genommen und zu meinem Maultropolis umgebaut. Und manchmal, notfalls, schlafe ich auch dort, ich habe ein paar Matten und Decken und Kissen. Mehr nicht, ich wohne schließlich bei meiner Mutter und übernachte höchstens mal auf dem Dachboden über meinem Vater und seiner neuen Familie. Mein Vater hat sich eine Biologiestudentin, die Judo kann, angelacht, mit Namen Lucy de Kleijn, kurz LdK; der Einfachheit halber nennen wir sie ›Flamingo‹, das beschreibt sie wohl am besten. Und unten im Garten habe ich mit einer Freundin, Ludmilla, zweiundsechzig Heilkräuter angepflanzt, weil sie sich sehr gut mit Kräutern auskennt und diese Pflanzen vielleicht meiner Mutter etwas helfen können. Deshalb nehme ich auch Unterricht bei dieser Freundin und lese viel in Pflanzenbüchern.

Jedenfalls habe ich im Februar Geschwister bekommen, zwei, Zwillinge. Das sind lustige kleine Kerle mit dunklen Locken und grünen Augen. Aber ganz ehrlich: Eine Schwester hätte mir für den Anfang auch gereicht.«

Mückenburg faltet seine Zeitung, trinkt die Tasse aus, er steht auf und streckt sich. »Noch fünf Minuten«, sagt er und schüttelt sich wohlig. Er stapft hin und her zwischen Tafel und Tür.

»Sie heißen Theo und Ron«, schreibe ich, »und sie sind meine Brüder. Leider darf ich sie seit ein paar Wochen nicht mehr berühren, der Flamingo umkreist mich wie ein Geier und wartet darauf, dass ich einen Fehler mache. Sie tut so, als hätte ich einen Anschlag auf meine Brüder verübt. Als ich vor gut drei Wochen auf beide aufpassen sollte, ist Ron vom Sofa gefallen, er hat sich den Kopf gestoßen und geschrien. Ziemlich lange und ziemlich laut (er ist eben mein Bruder, ein Mauler).«

Es klingelt. »Okay«, sagt Mückenburg und steht auf, »gebt jetzt bitte ab!«

Nur noch kurz den Absatz zu Ende: »So lange und so laut, dass der Flamingo mit Ron ins Krankenhaus gefahren ist. Es war dann natürlich gar nichts, aber sie hat die ganze Zeit geschrien und geweint und ›Wenn Ron jetzt …‹ gerufen. Ja, was wenn? Wenn, wenn, wenn. Was denn?«

»Ja, was denn?«, rufe ich. Und dann sehe ich Mückenburg neben mir und fühle seinen Finger an meiner Schulter.

»Abgeben.«

3. Kapitel
Familie des Jahres

Papa und ich auf den alten Brettern des Dachbodens. Er zeigt mir die Schokoladenmaschine, das ist ein alter Zaubertrick, mit dem er Mama vor zweiundzwanzigeinhalb Jahren verzaubert hat. Bezaubert. Verzückt.

»Du schneidest hier, am besten ritzt du sie von hinten vorsichtig ein. Das muss man üben«, sagt er mit konzentriertem Blick, er ist vollkommen ernst, wenn er Schokolade zerschneidet. »Zerbricht leicht«, sagt er, »so eine Tafel, mir sind bestimmt hundert zerbrochen …« Wenn ich Mama nach dem Moment frage, in dem sie sich in Juri verliebt hat, erzählt sie von diesem Trick.

»Zwischen der zweiten und der dritten Reihe, die Punkte kerbst du außen an den Rändern ein und ziehst eine gerade Linie, diagonal über die Tafel.« Er tut, als würde er mir Lesen beibringen oder Prozentrechnen, dabei ist es ein etwas mickriger Schiebetrick, mit dem man angeblich unendlich Schokolade produzieren kann. Mama sagt, damals, als Juri ihr diesen kleinen Trick vorgeführt hat – mit leuchtenden Augen, als hätte er eine Lösung für alle Probleme der Welt gefunden –, da sei es um sie geschehen gewesen. Sie war hin und weg von dieser Art, die Schokolade vorsichtig, zärtlich zu zerbrechen. Er hockte vor ihr, vertieft in seinen kleinen Trick, da habe es dermaßen zu glühen begonnen in ihrem Bauch. Und Juri ritzte und brach und schob und auch er begann zu glühen, seine Finger wurden rot und heiß vor Aufregung. Die Schokolade schmolz und seine Kuppen färbten sich kakaobraun und er schmierte sich, wie alles, was je an seinen Fingern klebte, die geschmolzene Schokolade in seine Locken.

So haben meine Eltern angefangen. Meine Mama war acht, mein

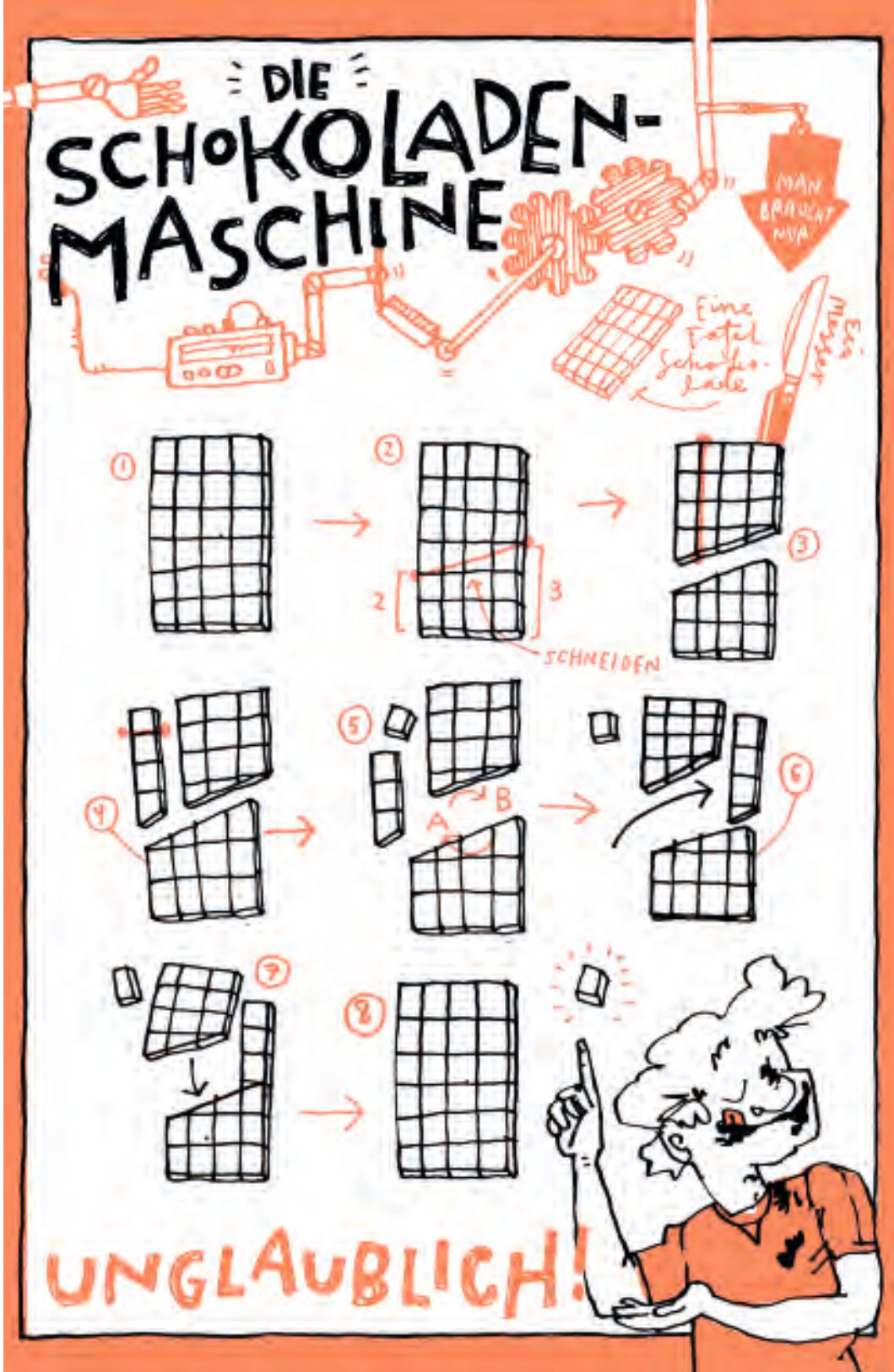
Vater zehn, beide jünger als ich. Seit diesem Tag füreinander bestimmt. Fest versprochen. Geplant bis mindestens zum Ende des Universums. Ich kann Mama verstehen – ein Mann, der über so eine praktische Superfähigkeit verfügt, ist eine solide Nummer. Schokolade zaubern, viele können sich ja nicht mal ordentlich die Zähne putzen.

Juri vor mir, die Tafel auf der knisterigen Alufolie, er hebt sie vorsichtig hoch, mit beiden Händen, und bricht sie dann in zwei Teile, wie man die Kappe von einem besonders wertvollen Füller zieht . Ein Geräusch, wie wenn eine Erbse in eine Vase mit Wasser fällt. Blubb, er legt die Teile vor sich hin und bricht einen Riegel ab, von diesem dann das oberste Stück, er steckt es mir in den Mund und sagt: »Zauberzauber«. Dann schiebt er die drei Schokoladenteile wieder zu einer Tafel zusammen. Sie ist komplett. Unten sägen die Zwillinge von Neuem los.

»Wo hast du den Trick her?«

»Hat mein Vater mir gezeigt, deine Oma hat ihn damit damals rumgekriegt … Ein alter isländischer Liebeszauber. Sei bloß vorsichtig damit!«

Er grinst, dann steht er auf und beugt sich zu mir runter, nimmt mich in den Arm. Ich höre das Geschrei, er lacht und schnauft und riecht nach Kerzen und Rucola und Schokoladenfingern. Er steigt die Leiter hinab in mein altes Königreich, ich höre seine Schritte und bleibe noch einen Moment sitzen. Wohnungstür und seine Stimme, das Geschrei und dann das Schnattern eines großen rosafarbenen Vogels: »Theo, pssss, is doch guuut, ich bin doch hier!« Juri pfeift und summt eine Melodie, ganz leise kann ich es hören, wenn ich mich hinlege, ausstrecke, mein Ohr auf das trockene Holz der Maulediven drücke. Dann höre ich ihn singen. Ich kann ihn mir vorstellen, wie er die Zwerge in den Armen hält,



in jedem einen, ihre dicken schwarzhaarigen Köpfe in seinen großen Pfoten, und von einem Fuß auf den anderen hüpft, wie er halbwitzige Lieder für sie singt, Schokolade in den Locken.
Ich höre, wie er ihr Schreien einfach übersingt und wie das Geplärre unter dem Schreien weniger wird, wie er ihre Babywut runtersingt, bis sie leise sind und zufrieden brummen und blubbern.
Ich höre den Flamingo mit Töpfen klappern durch das alte Holz des Bodens zwischen meinem alten und ihrem neuen Leben.
Sie wären die Familie des Jahres, denke ich. Jung, verliebt, gesunde kleine Kinder, Jungs im Doppelpack. Sie sind so glücklich und sie verstehen sich so gut. Sie haben alles im Griff, sie teilen sich die Arbeit, sie kochen gute Mahlzeiten und backen am Wochenende Vollkornbrot mit Nüssen. Es wird ihnen nicht zu viel, sie küssen sich, sie schieben die Zwillinge im Zwillingswagen durch die Sommersonne, sie sitzen mit ihnen im Garten oder auf Parkbänken, sie sind so liebevoll und fröhlich, nur ein bisschen unausgeschlafen dann und wann. Es grünt und blümt im Garten, die Nachbarn grüßen freundlich, die Schwalben vor dem Küchenfenster tun so, als wäre nichts geschehen, als hätte das alles nicht einen entscheidenden Haken: Der Mann der Familie des Jahres nämlich, der hat eigentlich schon eine andere Familie, eine Frau und eine Tochter.

4. Kapitel
Honig ist unendlich

In Blaumann und mit Kappe sieht der General zehn Jahre jünger aus. Er hat die Hände auf seinen Stock gelegt und lässt den Blick schweifen. Bart und Paul verladen Eis aus den Truhen ins Mobil. Luise füllt mehr Maulzirkus in kleine Pappbecher, die Pit verschließt und in der Kühltruhe verstaut, Julius adressiert die Bestellungen. »Wie im Ameisenbau«, sagt der General in den Nachmittag. Ein Wagen biegt in die Auffahrt, hält, mein Vater steigt aus und joggt ins Lager, er bringt die Päckchen zur Post, das ist sein Job, Familienbetrieb.
»So hab ich mir das immer vorgestellt: Um mich herum das Sirren gesunder Arbeit und ich sitze fett mittendrin und futter Pralinen. Eine?« Er hält mir eine Schachtel mit schwarzen Würfeln unter die Nase, ich greife zu und werfe einen davon in meinen Mund.
»Opa, ich muss dir was sagen«, sage ich an der Praline vorbei, was gar nicht so leicht ist.
»Um was geht's?«, fragt Opa. In meinem Mund platzt der Schokoladenbehälter der Praline: Cherrylikör schwappt mir entgegen. Feuerwasser mit Kirschgeschmack. Ich weiß nicht, ob ich schlucken oder spucken soll. Da biegt ein alter Mann um die Ecke und hinkt die Auffahrt hoch. Schon wieder einer, seit ein paar Tagen schon kommen dauernd alte Herren und reden kurz mit Opa. Der Mann lächelt wie ein Hase und rümpft die Nase wie eine Dame, er hat eine Augenklappe und eine Jeans aus der Kaiserzeit. An seinem riesigen Rucksack baumeln zwei Plüschratten. Seine große alte Hand hält einen kleinen Blumenstrauß.
»Ah!«, macht der General, »der Herr Schmerberg!«
»Bon-dschuuur!«, sagt der Herr Schmerberg zur Begrüßung und

das soll wohl »Hallo« heißen. Er verbeugt sich vor mir: »Fürre Dame«, sagt er und hält mir den winzigen, grob gerupften Strauß wilder Blumen unter die Nase. Ich nehme ihn und kann nichts sagen, ich weiß nicht wohin mit der Pralinensoße. Schmerberg setzt seinen Rucksack ab und klappt ihn auf, die Ratten baumeln hin und her, es sieht aus, als hätte er sie erlegt und zur Abschreckung am Schwanz aufgehängt, eine mobile Vogel- oder besser: Rattenscheuche.

»Honig«, nickt der General.

»Fümundzwanzich«, sagt Schmerberg. Er stapelt Gläser vor den Füßen des Generals auf. Die Blumen in meiner Hand sind wunderschön. Zart, wild. Feine Stängel, vorsichtige Blüten.

Der General geht. Schmerberg guckt an mir vorbei und grinst.

»Honich«, macht Schmerberg, »vonne Bien! Sind meine Bien, ich hab Bien!«, er nickt. Ich nicke mit.

»Honich is unendlich«, sagt Schmerberg und schiebt seine Augenklappe zurecht.

»Hm?«

»Das einzige Lebensmittel, das nicht schlecht wird. Die ham Honich gefunden in den Pyramien, sweitausn Jahre alt. War noch gut gewesen.«

Ich schlucke. Mein Hals brennt, ich atme Kirschwasser.

»Echt jetzt?«

Schmerberg nickt aufgeregt. »Honich is der beste Vorrat!«

Der General kommt zurück, er bringt eine Holzkiste, die er umständlich öffnet. Schnurrbrillen, die der General alle eigenhändig gefertigt hat. Er reicht Schmerberg eine, der grunzt.

»Fünfundzwanzig«, sagt der General und reicht Schmerberg Schnurrbrille für Schnurrbrille.

»Hehe«, macht Schmerberg und zwinkert mir zu.

»Ihr tauscht Honig gegen Schnurrbrillen?«

»Wir brauchen viel Honig für die Produktion.«

»Was machst du mit den ganzen Schnurrbrillen?«, frage ich den schrägen Onkel Schmerberg.

Er zieht die Schultern zu den Ohren und reibt die Fingerspitzen seiner Linken aneinander. »Geld«, sagt er.

»Schmerberg verkauft die Dinger in Kneipen an junge Männer. Sind ein Renner, oder, Schmerberg?«

Schmerberg nickt wild. »Pfümpf Euro!«, spuckt er aus. Schmerberg verstaut alles im Rattenrucksack, setzt ihn auf. Er nickt und hebt die Hand, zuckelt langsam davon. Opa beugt sich zu mir runter und schnurrt: »Er ist der beste Imker von hier bis Grönland.«

Kofferraum, Autotür, der Wagen startet, Juri hupt und fährt vom Hof.

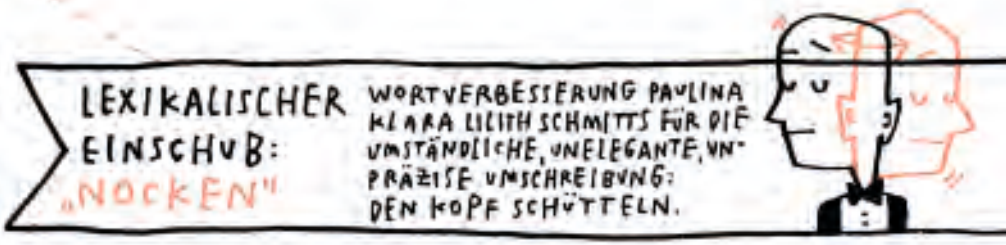
»Äh, Opa, ich wollt ja noch … also: Ich wollt sagen, dass ich ein bisschen … erstmal aussteige. Aus unserem Geschäft, weißt du? Ich schaff das im Moment nicht alles. Ich brauch viel Zeit für Mama. Zu Hause, weißt du?«

»Klar«, sagt Opa und legt seine Hand auf meinen Kopf. »Klar.«

Paul zischt an uns vorbei auf dem Eismobil, er klingelt und verschwindet auf der Straße. Bart setzt sich in die Sonne, lehnt sich an die Wand, bastelt Amulette.

»Wissen die anderen schon Bescheid?«, fragt Opa.

Ich nocke.

»Wir schaffen das auch erstmal ohne dich. Die packen doch alle bestens mit an.«

Das Geschäft läuft. Der Laden brummt. Auch ohne mich.